

## DAS TAL UND DIE WELT

Das Tal der Maggia, aus dem seine Mutter stammt und wo er seit langem wohnt, ist der stetige Bezugspunkt im Schaffen von Pierre Casè: seine Landschaft, seine Natur wie seine Architektur. Es geht als Abbild wie als Materie in sein Schaffen ein und wird dabei zum Spiegel der Welt. Dieses Schaffen ist abbildhaft und doch informell. Es verbindet archaische Kraft mit Aktualität. Und es bleibt im Kontakt mit der Kunst der Zeit doch sehr persönlich. Seine Ursprünge haben wir vor Augen, wenn wir durch das Tal wandern.

Hauswände, von der Zeit und der Witterung geprägt, werden zu Bildern, und selbst die in sie eingeritzten Zeichen, die – als vorzeitliche Runen wie als Graffiti eines Zeitgenossen – von der Präsenz des Menschen zeugen, hat sich der Künstler anverwandelt, aber auch: Horizontlinien, Gesteinsstrukturen, Vegetationsformen.

Und unbewusste Übereinstimmung kann plötzlich bewusst werden, wenn etwa die nach Jahren aus dem Vergessen hervorgeholten Fotografien von Hausfassaden verblüffend ähnliche Strukturen wie die neuen Bilder zeigen. Auch in Abstraktion schwingt immer die Welt der Erscheinungen mit.

Aber besondere Bedeutung haben für den Künstler die Bilder selber bekommen, denen wir da und dort am Wege begegnen, die Motivbilder, errichtet als Dank für erfahrene Gnade. Pierre Casè hat solche Gnade zu Beginn des vergangenen Jahres erlebt, als eine schwere Erkrankung nicht nur seine künstlerische Existenz in Frage stellte und er im erfolgreichen Kampf gegen sie schliesslich unerwartete neue Energie fand. Elementare Erfahrungen, wie sie ihm die Natur seines Tales stetig bietet, wurden nun plötzlich zu denjenigen des eigenen Körpers, von dessen keineswegs mehr selbstverständlichen und nun um so intensiver wahrgenommenen Funktionen. Mit zwei Augen koordiniert sehen, die Hände gebrauchen, einen Fuss neben den andern setzen – was wir gedankenlos täglich, stündlich tun, galt es auf einmal zu hinterfragen und bewusst neu anzugehen.

Dieses intensive Körpergefühl verdichtete sich im Bewusstsein, dass alles, was mit ihm zu tun hat, letztlich vom Gehirn aus gesteuert wird. In diesem Erfahrungszusammenhang stehen und entstehen die *Archaischen Köpfe*, Urformen und doch aus der Optik der heutigen Naturwissenschaft betrachtet. Es sind gleichsam tomografische Querschnitte eines Gehirns, die mit ihrem Reichtum der formalen Variationen des immer Ähnlichen zugleich eine existenzielle Aussage verbinden, eben auch die Erfahrung formulieren, dass schon eine minime Verschiebung in diesem heiklen Bereich unser ganzes Denken, Fühlen und Handeln verändern kann.

Der Bogen, der diese Köpfe helmartig umwölbt, kehrt ähnlich in den *Atmosphäre arcaiche* wieder, steigert die informelle Komposition ins Symbolträchtige. Der Bogen ist – schützend und doch nicht einengend – Dach und Wölbung, deutet eine Höhle an, in der Antike ein sakraler Ort, den Mutterleib oder ein Tor, das in eine andere Welt führt, weist die Richtung nach oben, die Transzendierung des Materiellen. Und zugleich bleibt das Materielle wichtig, als der andere Pol dieser intensiven Auseinandersetzung zwischen Stoff und Geist – so präsent, dass ein Bild nie blosses Abbild ist, sondern unwillkürlich den Charakter des Reliefs annimmt.

In dieselbe Richtung nach oben zeigen auch die Stelen, aber nicht nur im Sinne einer Vergeistigung, sondern zugleich mit dem Charakter eines organischen Wachstums, wenn sie, in einer Gruppe beisammen stehend, fast wie Bäume wirken. Und dieses organische Wachsen entspricht auch der Arbeitsweise des Künstlers, wenn sich in einem Bild, das nicht in einem Tag vollendet werden kann, Schichten überlagern wie im Gneis, dem Sedimentgestein, mit dem in seinem Tal die Häuser bedeckt werden – Schichten, in denen zugleich die von Tag zu Tag wechselnde Befindlichkeit des Künstlers geborgen ist. Aber die Stelen haben, auf die antike Tradition verweisend, auch sakrale Aura, als Gedenksteine, den Motivbildern verwandt, auch wenn keine Inschrift auf einen konkreten Anlass verweist, alles die Vieldeutigkeit des Zeichens bewahrt.

Immer wieder wird in diesem Schaffen Archaisches virulent, glaubt man in ihm magische Kräfte zu spüren, wie sie im Tal noch wirksam sein mögen. Und zugleich ist dieses Schaffen ganz von heute. Der Künstler, den Neugier und Entdeckungsfreude auf Reisen immer in Museen und Ausstellungen treiben, findet sich dort in seinen Begegnungen mit Zeitgenossen zwar kaum inspiriert, aber immer wieder bestätigt. Ein vergleichbares In- und Miteinander charakterisiert die Beziehung des Künstlers zu seinen Materialien, die er in einem alchemistischen Prozess vergeistigt, transzendiert und die ihm doch als Materialien wichtig bleiben, nicht nur ihres Oberflächenreizes, sondern ebenso der in ihnen schlummernden Energien wegen.

Er findet sie, wie seine Bildwelt, im Hier und Jetzt seines Tales und findet sie doch voll Geschichte und Geschichten: der Stein als ein langsam Gewachsenes ebenso wie das in ihm schlummernde Erz, der weit gereiste und noch weit reisende Sand der Flusses, Pigmente, gebunden mit dem Leim aus Kaninchenknochen, Erde, Asphalt, Teer - und Asche, aber nur aus den Kaminen von ihm bekannten Leuten, von denen er weiss, was für Holz sie verbrennen und welcher Farbton sich daraus ergibt. Aber Materialien für seine Arbeit können dem Künstler, neugierig und offen auch hier, ebenso auf Reisen begegnen – so ungewöhnliche wie etwa das Strohpapier.

*Dr. phil. Martin Kraft, 2002*